

Protokoll „Lesekreis politische Ökonomie“

1. Kapitel: Die Ware

1. Die zwei Faktoren der Ware: Gebrauchswert und Wert (Wertsubstanz und Wertgröße)

„Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine „ungeheure Warensammlung“, die einzelne Ware als seine Elementarform.“ (S. 49)

Die einleitende Bemerkung kennzeichnet als Marx' Gegenstand im „Kapital“ eine bestimmte Gesellschaft, deren erstes Charakteristikum darin besteht, dass der Reichtum als **Waren** existiert. Reichtum in Warenform bedeutet, dass alle Produkte für den Tausch produziert werden. Diese spezifische Sorte von Reichtum ist charakteristisch für den Kapitalismus, d.h. nicht, dass Reichtum „natürlicher“ Weise immer aus Waren bestehen muss. In Gesellschaften, in denen nach Bedarf und zur Befriedigung der Bedürfnisse der Leute produziert wird, liegt der Reichtum nicht - als für den Tausch produzierte - Waren vor, sondern in Form von für den Bedarf frei verfügbaren Gütern. Historisch gab es bereits Waren in Gesellschaften, ohne dass dies notwendig die bestimmende Form des gesellschaftlichen Reichtums gewesen wäre, z.B. bei Nomadenvölkern, die für den eigenen Bedarf produzierten und lediglich saisonale Überschüsse tauschten. Im Unterschied dazu ist die Ware im Kapitalismus die Form in der, der gesamte stoffliche Reichtum der Gesellschaft existiert.

Das soll nicht heißen, dass mit den grundlegenden Bestimmungen der Ware alle Reichtums-Formen und Besonderheiten (von Aktien, Grundbesitz bis zum Van Gogh-Gemälde), die der Kapitalismus hervor gebracht hat, erklärt wären. Es geht hier um die Analyse der **Elementarform** des stofflichen Reichtums der kapitalistischen Gesellschaften, nicht um Sonderfälle oder die Bestimmung von Finanzkapital.

„Die Ware ist zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt.“ (S. 49)

Die erste Bestimmung der Ware, ihr Gebrauchswert (GW), ergibt sich aus dem Bezug auf den Menschen mit seinen Bedürfnissen. Mit ihrem GW tritt die Ware in ein Verhältnis zum Menschen und dessen Bedürfnis. Grundlage sind die objektiven, natürlichen Eigenschaften des Gegenstandes.

„Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert. Aber diese Nützlichkeit schwebt nicht in der Luft. Durch die Eigenschaft des Warenkörpers bedingt, existiert sie nicht ohne denselben. (...) Der Gebrauchswert verwirklicht sich nur im Gebrauch oder in der Konsumtion.“ (S.50)

Aufgrund seiner bestimmten Eigenschaften ist ein Gebrauchswert nützlich für die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse. Hinsichtlich ihrer GWs sind Waren nicht kommensurabel, genauso wenig wie die dazu gehörigen Bedürfnisse. Der GW verwirklicht sich in seinem Gebrauch, d.h. seiner Konsumtion, dabei kommt es auf seine spezifischen Eigenschaften an, nicht darauf wie viel Arbeit für seine Produktion aufgewendet wurde (vgl. Tauschwert). Die natürlichen Eigenschaften der GWs sind heutzutage bestens erforscht, alle Bedürfnisse können befriedigt werden (es werden für den Tausch sogar laufend neue Bedürfnisse geschaffen, z.B. Bungee-Springen, Tamagotchis etc.).

GW zu sein ist kein Spezifikum der kapitalistischen Ökonomie, er ist zwar die eine Bestimmung der Ware, aber macht mit seinen natürlichen Eigenschaften nicht das Wesentliche der Elementarform „Ware“ aus. Die Besonderheit von Waren ist, dass der GW zugleich stofflicher Träger des Tauschwertes (TW) ist. In der Warenproduktion kommt es auf den GW nur insofern an, als er Träger von Wert ist; weil GWs bloße Mittel zur Realisierung von Wert sind, gibt es z.B. laufend Gammelfleisch und sonstige Lebensmittelskandale. Die Leute und deren Bedürfnisse spielen in der kapitalistischen Produktionsweise eine untergeordnete Rolle: nicht die Befriedigung der Bedürfnisse ist der Zweck der Produktion, sondern lediglich Mittel zum Zweck, sich Wert anzueignen.

„Der Tauschwert erscheint zunächst als das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen, ein Verhältnis, das beständig mit Zeit und Ort wechselt.“ (S. 50)

Im Austausch werden zwei (qualitativ inkommensurable) Waren in ein quantitatives Verhältnis zueinander gesetzt. Je nach dem wann und wo eine Ware mit einer anderen getauscht wird und mit

welcher anderen Ware, ergibt sich daraus eine ganze Reihe von TWs einer bestimmten Ware. Im Gegensatz zu den natürlichen Eigenschaften des Gebrauchswerts, erscheint der TW erst im Verhältnis zu anderen Waren; ist also keine natürliche Eigenschaft des Gegenstandes. In der Vielzahl von verschiedenen TWs wirkt der TW, wie eine rein zufällige Größe. Diese scheinbare Zufälligkeit beruht aber auf einer allgemeinen Eigenschaft: die verglichenen Waren müssen etwas Gleiches, von ihnen Unterschiedliches, in sich tragen um überhaupt vergleichbar zu sein. Beide Seiten des Austauschverhältnisses müssen das Maß, welches im Tauschwert erscheint bereits in sich tragen.

Wenn Marx hier von Austausch redet ist, ist nicht der private geschenkartige Tausch oder der zufällige Tausch von Überflüssigem gemeint oder alle möglichen Formen wie man Dinge tauschen könnte, sondern wie bei Warenproduktion getauscht wird. Es soll der gesellschaftlich durchgesetzte Tausch betrachtet werden, die Form in der in einer kapitalistischen Gesellschaft eine Ware vom Produzenten zum dem Konsumenten gelangt.

„Es folgt daher erstens: Die gültigen Tauschwerte derselben Ware drücken ein Gleiches aus. Zweitens aber: Der Tauschwert kann überhaupt nur die Ausdrucksweise, die „Erscheinungsform“ eines von ihm unterscheidbaren Gehalts sein.“ (S. 51)

Das Gemeinsame kann nicht in der Qualität, d.h. den natürlichen Eigenschaften der Waren liegen, von diesen GWs wird im Austauschverhältnis gerade abstrahiert.

„Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten.“ (S.52)

Allen Waren in der Gesellschaft ist gemein, dass sie Resultate von Arbeit sind, als solche werden sie im Austausch gleichgesetzt. Aber so wie von den konkreten Eigenschaften der GWs im Tausch abstrahiert wird, so muss man auch von der konkreten Form der Arbeit abstrahieren. Es zählt nicht mehr, dass die Waren, Resultate einer konkreten Arbeit, z.B. Tischlerarbeit statt Weberei sind, sondern dass sie Resultate abstrakt menschlicher Arbeit sind.

„bloße Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit, d.h. der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ohne Rücksicht auf die Form der Verausgabung. (...) Als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind sie Werte - Warenwerte“ (S.52)

Als Arbeitsprodukt ist die Ware bestimmt durch den in ihr verkörperten Arbeitsaufwand gleichgültig der konkreten Nützlichkeit und des Bedürfnisses, das damit befriedigt wird.

„Ein Gebrauchswert oder Gut hat also nur einen Wert, weil abstrakt menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisiert ist.(...) Die Arbeit jedoch, welche die Substanz der Werte bildet, ist gleiche menschliche Arbeitskraft. Die gesamte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in den Warenwerten darstellt, gilt hier als eine und dieselbe menschliche Arbeitskraft, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft wie die andere, soweit sie den Charakter einer gesellschaftlichen Durchschnitts-Arbeitskraft besitzt und als solche gesellschaftliche Durchschnitts-Arbeitskraft wirkt (...)“ (S.53)

Quelle des Werts ist die unterschiedslose Verausgabung von Arbeitskraft, sein Maß die Zeitdauer (Stunden, Tage, Wochen) ihres Einsatzes.

Waren werden für den Austausch produziert, im Tausch wird die jeweils darin enthaltene Arbeit verglichen. Im Vergleich der Waren zählt nicht die individuell für eine Ware verausgabte Arbeit (der Ungeschickte schafft nicht mehr Wert), sondern die gesellschaftlich notwendige Arbeit. Gesellschaftlich notwendige Arbeit unterstellt 1) dass das Produkt in der Gesellschaft gebraucht wird und 2) dass es der gesellschaftlichen Durchschnittsarbeit entspricht. Damit steht der Einzelne in einem Abhängigkeitsverhältnis von den Marktbedingungen. Erst nach der Produktion (nachdem die Arbeit bereits aufgewandt wurde) stellt sich in der Konkurrenz auf dem Markt heraus, ob sich die individuelle Arbeit gelohnt hat und überhaupt gesellschaftlich notwendig war. Jede Ware wird darunter subsumiert, ändert sich die gesellschaftliche Durchschnitts-Arbeit ist die Ware weniger/mehr wert, gleichgültig wie viel Arbeit drin steckt.

2. Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit

Bei der Betrachtung der Ware zeigte sich, dass sie ein „zwieschlächtiges Ding“, nämlich Gebrauchswert und Tauschwert ist. Die für die Ware verausgabte Arbeit muss also sowohl das eine wie das andere schaffen – sie besitzt ebenfalls einen Doppelcharakter.

Zunächst erscheint jede Arbeit als ganz spezielle: *„Sie ist bestimmt durch ihren Zweck, Operationsweise, Gegenstand, Mittel und Resultat.“* Die Herstellung verschiedener Gebrauchswerte verlangt eben nach qualitativ verschiedene Arbeiten. Die Arbeit *„deren Nützlichkeit sich so im Gebrauchswert ihres Produkts oder darin darstellt, dass ihr Produkt ein Gebrauchswert ist“*, nennt Marx *„nützliche Arbeit“* (S. 56). Treten sich zwei Waren auf dem Markt gegenüber, so sind sie immer das Produkt qualitativ unterschiedener nützlicher Arbeiten, da gleiche Gebrauchswerte untereinander nicht getauscht werden.

So viele Waren es gibt, so viele verschiedene Arbeiten werden also in der Gesellschaft verrichtet. Es herrscht damit eine gesellschaftliche Arbeitsteilung unter den Produzenten. Doch diese Teilung der Arbeit ergibt sich nicht aus einem rationalen Plan, einem gesellschaftlichen Konsens darüber was produziert werden soll. Die einzelnen Arbeiten werden vielmehr *„unabhängig voneinander als Privatgeschäfte selbstständiger Produzenten betrieben“* (S. 57). Kein einziger der Produzenten hat also den Zweck an einer wie auch immer geartete gesellschaftlichen Arbeitsteilung teilzunehmen um damit den Reichtum der Gesellschaft zu mehren. Im Gegenteil: allein der private Gewinn, die erfolgreiche Bereicherung an der Gesellschaft ist das Motiv, der Grund dafür, dass überhaupt etwas produziert wird. Entsprechend besitzt jeder Produzent die ausschließliche Verfügungsgewalt über seine Produkte – und ist somit umgekehrt vom übrigen Reichtum ausgeschlossen. Die Privatarbeit ist also alles andere eine sinnvolle, womöglich sogar besonders clevere, Methode der Arbeitsaufteilung: Ihr Zweck ist die private Bereicherung und ihre Ergebnisse unterstehen privater Verfügung. Genau so findet Arbeit in kapitalistischen Gesellschaften aber ausschließlich statt, als private¹ – die private Produktion ist die Form der gesellschaftlichen.

Die Vermittlung der privaten Arbeiten findet auf dem Markt statt. Über ihn wird der gesellschaftliche Zusammenhang durch den Tausch hergestellt. Doch auch diese Vermittlung läuft alles andere als vernünftig ab. Zunächst muss die Ware auf ein kaufkräftiges Bedürfnis treffen um überhaupt getauscht (= verkauft) werden zu können. Schon hier kann sich die in ihr steckende Arbeit als gesellschaftlich nicht notwendig, als überflüssig herausstellen. Hat sie sich hingegen als notwendig erwiesen steht dem Produzenten eine weitere „Prüfung“ bevor: Schließlich stellt er erst auf dem Markt fest wie viel seine Produkte Wert sind, also in wie weit seine benötigte Arbeitszeit über oder unter der gesellschaftlich notwendigen lag. An diesem, von der Konkurrenz bestimmten, Maßstab muss sich jeder Warenproduzent messen lassen. Wieder stellt sich jede Arbeitsstunde, die über die durchschnittlich notwendige Arbeitszeit hinaus ging, als überflüssig, als nicht wertbildend heraus.

Diese Sorte Arbeitsteilung ist die notwendige Voraussetzung jeder Warenproduktion. Andersherum muss eine arbeitsteilig organisierte Gesellschaft nicht zwangsläufig Waren produzieren. Allein die nützliche Arbeit ist *„eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen, ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also das menschliche Leben zu vermitteln.“* Sie bildet zusammen mit der Natur die Quelle des stofflichen Reichtums – *„die Arbeit ist sein Vater (...) und die Erde seine Mutter.“* (S. 57)

Das entscheidende Merkmal der Arbeit im Kapitalismus ist, dass sie nicht nur Gebrauchsgegenstände, sondern Wert schafft. *„Als Werte sind Rock und Leinwand von gleicher Substanz, objektive Ausdrücke gleichartiger Arbeit. Aber Schneiderei und Weberei sind qualitativ verschiedene Arbeiten.“* Was bleibt als „Gleichartiges“ über, wenn von aller Verschiedenheit der Arbeiten abstrahiert wird? *„Sieht man ab von der Bestimmtheit der produktiven Tätigkeit ab und daher vom nützlichen Charakter der Arbeit, so bleibt das an ihr, dass sie eine Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ist.“* (S.58) Die speziellen Tätigkeiten stellen lediglich verschiedene Formen der Verausgabung und Mühe dar. Für die Wertbildung ist diese Form der nützlichen Arbeit gleichgültig. Solange sie Wert schaffen sind die Arbeiten im Kapitalismus beliebig, kann und muss jeder, je nach Nachfrage, zwischen ihnen wechseln. Im Unterschied zum stofflichen Reichtum hat der Reichtum im Kapitalismus also nur eine Quelle: die Arbeit, sie ist die

¹ Vom Staat soll an dieser Stelle noch nicht die Rede sein.

Substanz des Wertes, in dem sich der Reichtum bemisst. Dieses Verhältnis von Arbeit und Reichtum hat eine regelrechte „Gier“ nach immer mehr Verausgabung von Arbeitskraft im Dienste der Wertschöpfung zur Folge. Auch die Stellung zur Natur ändert sich, wenn unter dem Zweck des Tausches produziert wird. Den Zweck sie als Quelle des stofflichen Reichtums zu erhalten haben die Produzenten eben nicht, der Umgang mit ihr ist immer dem Wert untergeordnet. Entsprechend steht bei der Produktion die Erhaltung der Natur als Lebensmittel des Menschen immer wieder im Gegensatz zur Wertschöpfung und erscheint als zusätzlicher Kostenfaktor in den Kalkulationen der Produzenten (Filteranlagen, Abfallentsorgung, ...).

Aus dem gesellschaftlich stattfindenden Tausch ergab sich für die Waren, dass sie alle ein von ihnen unterschiedenes, gemeinsames Drittes enthalten müssen, das sie qualitativ gleich und damit quantitativ vergleichbar macht – die in ihnen geronnene abstrakte menschliche Arbeit. Im Tausch werden also alle geleisteten Arbeiten, mögen sie noch so verschieden sein, auf gleiche menschliche Arbeit heruntergebrochen – auf einfache Durchschnittsarbeit. Diese ist bestimmt durch die durchschnittliche Belastung eines Arbeiters, der einer einfachen Tätigkeit nachgeht, die ohne besondere körperliche Voraussetzungen oder Ausbildung zu verrichten ist. *„Sie wechselt in verschiedenen Ländern und Kulturepochen ihren Charakter, ist aber in einer vorhandenen Gesellschaft gegeben.“* (S.59) Die durchschnittliche Verausgabung eines Arbeiters ändert sich mit Zeit und Ort, je nach Konkurrenzbedingungen, Widerstand der Arbeiter, Gewerbe, Landstradition etc. Hier geht es nicht darum diesen Grad, sein historisches Niveau, zu errechnen. Entscheidend ist die Tatsache, dass es gleiche, abstrakte, menschliche Arbeit ist, die die Substanz des Wertes bildet, also des kapitalistischen Reichtums überhaupt.

Doch wie verhält es sich mit Arbeiten, die offensichtlich bei gleicher Verausgabung mehr Wert schaffen als andere? In einer Arbeitsstunde eines Uhrmachers oder Glasbläfers entsteht mehr Wert als in der eines Maurers oder Webers. Trotzdem müssen beide Arbeiten als wertschaffende gleich sein, sonst ließen sich ihre Produkte nicht gegeneinander austauschen. Die komplizierte, nur von wenigen Menschen beherrschte Arbeit wird also abgebildet auf die einfache. Der qualitative Unterschied dieser Arbeiten erscheint im Tausch als ein quantitativer. Die komplexe Arbeit schafft keine andere Art von Wert, sie schafft lediglich mehr vom gleichen. Daher kann sie im Folgenden auch wie ein größeres Quantum einfacher Durchschnittsarbeit behandelt werden. Welche Tätigkeiten als kompliziert gelten variiert ebenfalls mit Zeit und Ort. War Weber früher ein üblicher Beruf, das Weben eine einfache Tätigkeit, so ist die Handweberei heute eine kaum mehr beherrschte, damit komplexe Tätigkeit. Umgekehrt verhält es sich z.B. mit dem Buchdruck. Letztlich entscheidet sich auf dem Markt, über den Wert, der mit ihrem Produkt realisiert wird, als wie kompliziert eine Arbeit gesellschaftlich gilt.

„Wie also in den Werten Rock und Leinwand von dem Unterschied ihrer Gebrauchswerte abstrahiert ist, so in den Arbeiten, die sich in diesen Werten darstellen, von dem Unterschied ihrer nützlichen Formen, der Schneiderei und Weberei. Wie die Gebrauchswerte Rock und Leinwand Verbindungen zweckbestimmter, produktiver Tätigkeiten mit Tuch und Garn sind, die Werte Rock und Leinwand dagegen bloße gleichartige Arbeitsgallerten, so gelten auch die in diesen Werten enthaltenen Arbeiten nicht durch ihr produktives Verhalten zu Tuch und Garn, sondern nur als Verausgabungen menschlicher Arbeitskraft.“ (S.59)

Der Wert einer Ware ist damit rein quantitativ bestimmt als Dauer der notwendigen, gleichen, durchschnittlichen menschlichen Arbeit. Sämtliche Waren lassen sich also in bestimmten Proportionen gleichsetzen. Die Proportionen selbst hängen davon ab wie viel durchschnittliche Arbeit eine Ware darstellt und wechseln mit der Produktivkraft.

Je kürzer die zur Herstellung einer Ware benötigte Arbeitszeit, desto mehr kann von dieser Ware in gegebener Zeit hergestellt werden (siehe Teil 1). *„Dennoch kann der steigenden Masse des stofflichen Reichtums ein gleichzeitiger Fall seiner Wertgröße entsprechen. Diese gegensätzliche Bewegung entspringt aus dem zwieschlächtigen Charakter der Arbeit. (...) Dieselbe Arbeit ergibt in denselben Zeiträumen stets dieselbe Wertgröße, wie immer die Produktivkraft wechsle. Aber sie liefert in demselben Zeitraum verschiedene Quanta Gebrauchswerte, mehr, wenn die Produktivkraft steigt, weniger, wenn sie sinkt.“* (S. 60)

Für den Arbeiter heißt das, dass er von einer steigenden Produktivkraft gerade nicht profitiert. Er produziert nun in gegebener Zeit mehr Gebrauchswerte, deren Wert aber entsprechend gefallen ist. Der in Wert gemessene Reichtum der warenproduzierenden Gesellschaft steigt also nicht mit der Produktivkraft, der Möglichkeit ihre Gebrauchsgegenstände mit geringerem Arbeitsaufwand herzustellen, sondern nur durch Aufwendung größerer Mühe, stärkerer Verausgabung, längerer

Arbeitszeit der Arbeiter – eine absurde, die rationale Vorstellung auf den Kopf stellende, Definition von Reichtum, die im Kapitalismus in Kraft gesetzt ist und seinen Arbeitern nicht gut bekommt.

3. Die Wertform oder der Tauschwert

In den ersten beiden Abschnitten des ersten Kapitels bestimmt Marx was eine Ware ist: ein widersprüchliches Ding aus Gebrauchswert und Wert.

„Im graden Gegenteil zur sinnlich groben Gegenständlichkeit der Warenkörper geht kein Atom Naturstoff in ihre Wertgegenständlichkeit ein. (...) Erinnern wir uns jedoch, dass die Waren nur Wertgegenständlichkeit besitzen, sofern sie Ausdrücke derselben gesellschaftlichen Einheit, menschlicher Arbeit, sind, dass ihre Wertgegenständlichkeit also rein gesellschaftlich ist, so versteht sich auch von selbst, dass sie nur im gesellschaftlichen Verhältnis von Ware zu Ware erscheinen kann.“ (S.62)

Im Vergleich zu der Gebrauchswertseite der Ware ist die Wertgegenständlichkeit nichts, was der Ware von Natur aus zukommt sondern eine gesellschaftliche Eigenschaft. Waren besitzen Wert, insofern sie *Ausdrücke* abstrakt menschlichen Arbeit sind. Das gesellschaftliche Verhältnis, das in der Ware steckt, tritt im Austausch der Waren in Erscheinung. (Dass der Wert dort in Erscheinung tritt, heißt nicht dass er im Austausch gebildet wird, geschaffen wird der Wert in der Produktion durch die gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeit die zur Produktion der Ware aufgewendet wird.)

(Dass alle Waren Produkt einer konkreten Arbeit sind, sieht man ihnen an. Aber ob und in welchem Maß sie Resultat wertschaffender Arbeit sind zeigt sich erst im Austauschverhältnis mit anderen Waren).

„Jedermann weiß, wenn er auch sonst nichts weiß, dass die Waren eine mit den bunten Naturalformen ihrer GWs höchst frappant kontrastierende, gemeinsame Wertform besitzen – die Geldform. Hier gilt es jedoch zu leisten, was von der bürgerlichen Ökonomie nicht einmal versucht ward, nämlich die Genesis dieser Geldform nachzuweisen, also die Entwicklung des im Wertverhältnis der Waren enthaltenen Wertausdrucks von seiner einfachsten unscheinbarsten Gestalt bis zur blendenden Geldform zu verfolgen.“ (S.62)

Der Wert und wie er gebildet wird (die Substanz des Werts), wurde bestimmt, hier geht es nun um die Erklärung der den Waren im Kapitalismus gemeinsamen Wert-/Geldform (den Ausdruck des Werts). Es geht Marx um die **logische** Entwicklung des Geldes (wenn auch mit Parallelen zur historischen Entwicklung).

A) Einfache, einzelne oder zufällige Wertform

1. Die beiden Pole des Wertausdrucks: Relative Wertform und Äquivalentform

„x Ware A = y Ware B oder: x Ware A ist y Ware B wert. (...) Die Leinwand drückt ihren Wert aus im Rock, der Rock dient zum Material des Wertausdrucks. Der Wert der ersten Ware ist als relativer Wert dargestellt, oder sie befindet sich in relativer Wertform. Die zweite Ware funktioniert als Äquivalent oder befindet sich in der Äquivalentform. (...) Relative Wertform und Äquivalentform sind zueinander gehörige, sich wechselseitig bedingende, unzertrennliche Momente, aber zugleich einander ausschließende gegensätzliche Extreme; d.h. Pole desselben Wertausdrucks“ (S. 63)

Der Wert einer Ware kann nicht in derselben Ware ausgedrückt werden (20 Ellen Leinwand = 20 Ellen Leinwand, sagt nichts über den Wert dieser Ware). Der Wert einer Ware kann nur relativ in einer anderen Ware ausgedrückt werden. Wenn der Wert einer Ware A relativ in einer anderen Ware B ausgedrückt wird, dient diese Ware als Äquivalent für den Wertausdruck von Ware A. Jede Ware kann sich in relativer Wertform befinden (wenn ihr Wert in einer anderen Ware ausgedrückt wird) oder einer anderen Ware als Äquivalent deren Wertausdrucks dienen, sich also entweder in relativer Wertform oder in Äquivalentform befinden, sie kann sich aber nie in beiden Formen gleichzeitig befinden. Relative Wertform und Äquivalentform sind einander ausschließende Pole.

2. Die relative Wertform

a) Gehalt der relativen Wertform

Für die Analyse des Wertausdrucks einer Ware im Wertverhältnis zweier Waren gilt es zunächst von dem quantitativen Verhältnis zu abstrahieren und die Qualität zu betrachten. In ein bestimmtes Verhältnis können die Waren nur aufgrund ihrer gleichen Qualität treten.

„Sagen wir: als Werte sind die Waren bloße Gallerten menschlicher Arbeit, so reduziert unsere Analyse dieselben auf die Wertabstraktion, gibt ihnen aber keine von ihrer Naturalform verschiedene Wertform. Anders im Wertverhältnis einer Ware zur anderen. Ihr Wertcharakter tritt hier hervor durch ihre eigene Beziehung zu der anderen Ware.“ (S. 65)

Der Wert von Ware A (Leinwand) erscheint in Ware B (Rock).

„Und wie? Durch ihre Beziehung auf den Rock als ihr Äquivalent oder mit ihr „Austauschbares“. In diesem Verhältnis gilt der Rock als Existenzform von Wert, als Wertding, denn nur als solches ist er dasselbe wie die Leinwand.“ (S. 64)

Der Wert der Ware A (Leinwand) erscheint im GW der Ware B. Nur der Wert der Ware A wird ausgedrückt. Ware B dient als Äquivalent des Wertausdrucks für Ware A. Im Wertverhältnis beider Waren gelten sie als qualitativ Gleiches, weil Ausdrücke von Wert.

„Indem z.B. der Rock als Wertding der Leinwand gleichgesetzt wird, wird die in ihm steckende Arbeit der in ihr steckenden Arbeit gleichgesetzt. (...) Nur der Äquivalenzausdruck verschiedenartiger Waren bringt den spezifischen Charakter der wertbildenden Arbeit zum Vorschein, indem er die in den verschiedenartigen Waren steckenden, verschiedenartigen Arbeiten tatsächlich auf ihr Gemeinsames reduziert, auf menschliche Arbeit überhaupt.“ (S. 65)

Leinwand und Rock sind Resultate unterschiedlicher konkreter Arbeiten (Weberei und Schneiderei), im Austausch beider Waren wird die konkrete Arbeit der Schneiderei reduziert auf das, den beiden Arbeiten Gemeinsame: abstrakt menschliche Arbeit (Verausgabung von Hirn, Muskel, Nerv). Beide Arbeiten sind einander gleichgesetzt als abstrakt menschliche Arbeiten. So wie sich der Wert von Ware A ausdrückt in dem GW von Ware B, drückt sich die abstrakt menschliche Arbeit von Ware A aus in der konkreten Arbeit von Ware B.

„Es genügt indes nicht, den spezifischen Charakter der Arbeit auszudrücken, woraus der Wert der Leinwand besteht. Menschliche Arbeitskraft im flüssigen Zustand oder menschliche Arbeit bildet Wert, aber ist nicht Wert. Sie wird Wert in geronnenem Zustand, in gegenständlicher Form.“ (S.65)

Die Arbeit schafft den Wert, ist aber selbst nicht Wert. D.h. im Kapitalismus drückt sich der Wert einer Ware nicht in Arbeit bzw. Arbeitszeit aus, sondern erscheint in einer gegenständlichen Form (hier logisch zunächst in einer beliebigen anderen Ware, später im Geld).

„Im Wertverhältnis, worin der Rock das Äquivalent der Leinwand bildet, gilt also die Rockform als Wertform. Der Wert der Ware Leinwand wird daher ausgedrückt im Körper der Ware Rock, der Wert einer Ware im Gebrauchswert der anderen. Als GW ist die Leinwand ein vom Rock sinnlich verschiedenes Ding, als Wert ist sie „Rockgleiches“ und sieht daher aus wie ein Rock. So erhält sie eine von ihrer Naturalform verschiedene Wertform.“ (S.66)

b) Quantitative Bestimmtheit der relativen Wertform

Jede Ware in einem bestimmten Wertverhältnis liegt immer als GW in einer bestimmten Quantität (z.B. 20 Ellen Leinwand = 1 Rock) vor.

„Dieses gegebene Warenquantum enthält ein bestimmtes Quantum menschlicher Arbeit. Die Wertform hat also nicht nur Wert überhaupt, sondern quantitativ bestimmten Wert oder Wertgröße auszudrücken.“ (S.67)

Im Wertverhältnis zweier Waren werden diese also nicht nur qualitativ gleichgesetzt als Wertkörper, sondern auch in einem bestimmten quantitativen Verhältnis. In beiden Warenquanta muss gleich viel Werts substanz, d.h. gleich viel abstrakte menschliche Arbeit vergegenständlicht sein (Maß ist die Arbeitszeit).

Die zur Produktion notwendige Arbeitszeit verschiedener Waren schwankt je nach Entwicklung der Produktivkraft, mit folgenden Auswirkungen auf den relativen Ausdruck der Wertgröße:

- I) Der Wert von Ware A (Leinwand) wechselt (steigt oder fällt, je nach gesellschaftliche durchschnittlicher Arbeitszeit, die darin vergegenständlicht ist), Wert der Ware B (Rock) bleibt konstant. 20 Ellen Leinwand entsprechen dann z.B. 2 oder $\frac{1}{2}$ Röcken statt Einem.
„Der relative Wert der Ware A, d.h. ihr Wert ausgedrückt in der Ware B, steigt oder fällt also direkt wie der Wert der Ware A, bei gleich bleibendem Wert der Ware B“ (S. 68)
- II) Der Wert von Ware A (Leinwand) bleibt konstant, während der Wert der Ware B (Rock) wechselt. 20 Ellen Leinwand entsprechen dann z.B. $\frac{1}{2}$ Rock, wenn sich der Wert des Rockes verdoppelt hat, bzw. entspricht z.B. 2 Röcken, wenn der Wert sich der Wert des Rockes um die Hälfte vermindert hat.
„Bei gleich bleibendem Wert der Ware A fällt oder steigt daher ihr relativer, in der Ware B ausgedrückter Wert im umgekehrten Verhältnis zum Wertwechsel von B.“ (S. 68)

Eine Veränderung der relativen Wertgröße kann aus ganz entgegengesetzten Ursachen erfolgen, entweder dadurch, dass der Wert, der in der relativen Wertform befindlichen Ware, sich verändert oder der Wert der Äquivalentform sich verändert.

- III) Ändern sich die zur Produktion beider Waren benötigten Arbeitsquanta in derselben Richtung und in derselben Proportion, sieht man dem Wertverhältnis den Wertwechsel nicht an (20 Ellen Leinwand bleibt 1 Rock). Die Wertveränderung wird erst im Verhältnis zu einer 3. Ware, deren Wert konstant bleibt, ersichtlich. Würde sich der Wert aller Waren im selben Verhältnis verändern, wäre dies nur daran ersichtlich, dass in der selben Arbeitszeit ein größeres/ kleineres Quantum an Waren geschaffen würde.
- IV) Die zur Produktion von den Waren A und B benötigten Arbeitszeiten können unabhängig von einander in verschiedenen Proportionen und gleicher oder entgegengesetzter Richtung wechseln. Daraus folgt:

„Wirkliche Wechsel der Wertgröße spiegeln sich also weder unzweideutig noch erschöpfend wider in ihrem relativen Ausdruck oder in der Größe des relativen Werts. Der relative Wert einer Ware kann wechseln, obgleich ihr Wert konstant bleibt. Ihr relativer Wert kann konstant bleiben, obgleich ihr Wert wechselt, und endlich brauchen gleichzeitige Wechsel in ihrer Wertgröße und im relativen Ausdruck dieser Wertgröße sich keineswegs zu decken.“ (S.69)

Der Wert der Ware A drückt sich in der Gegenständlichkeit von Ware B aus. Gleichzeitig stellt sich der Wert von Ware A als quantitativ bestimmter in einem Quantum GW der Ware B dar. Weil sich die Wertgröße von Ware A relativ in einem bestimmten Quantum GW von Ware B ausdrückt und beide Wertgrößen in gleichen/unterschiedlichen Proportionen und gleicher/unterschiedlicher Richtung wechseln können, handelt es sich beim TW einer Ware um einen relativen und nicht absoluten Ausdruck der Wertgröße.

3. Die Äquivalentform

„Die Leinwand drückt also in der Tat ihr eigenes Wertsein dadurch aus, dass der Rock unmittelbar mit ihr austauschbar ist. Die Äquivalentform einer Ware ist folglich die Form ihrer unmittelbare Austauschbarkeit mit einer anderen Ware. (...) Aber sobald die Warenart Rock im Wertausdruck die Stelle des Äquivalents einnimmt, erhält ihre Wertgröße keinen Ausdruck als Wertgröße. Sie figuriert in der Wertgleichung vielmehr nur als bestimmtes Quantum einer Sache.“ (S. 70)

Waren in Äquivalentform erhalten die charakteristische Eigenschaft sich in unmittelbare Austauschbarkeit mit anderen Waren zu befinden. Erscheinungsform des Werts einer anderen Ware zu sein kommt der Ware in Äquivalentform nur im Wertverhältnis mit Ware A zu; die unmittelbare Austauschbarkeit der Ware in Äquivalentform ist keine natürliche Eigenschaft, sondern resultiert aus dem gesellschaftlichen Verhältnis. Ihr eigener Wert wird im Wertverhältnis nicht ausgedrückt, Ware B liefert in ihrer Gegenständlichkeit den Wertausdruck für Ware A.

„Die erste Eigentümlichkeit, die bei der Betrachtung der Äquivalentform auffällt, ist diese: GW wird zur Erscheinungsform seines Gegenteils, des Werts. Die Naturalform der Ware wird zur Wertform.“ (S. 70)

Mit „Eigentümlichkeit“ drückt Marx den Gegensatz aus, den die Ware, die in Äquivalentform steht unmittelbar an sich hat: in ihren natürlichen Eigenschaften – in ihrem GW – ist sie unmittelbar Wert. (Doppelcharakter der Ware: GW und (Tausch-)Wert sind die zwei gegensätzlichen Bestimmungen der

Ware, der Wert ist die Negation des GWs, d.h. wem es auf die Realisierung des Werts einer Ware ankommt für den ist der GW gleichgültige Bedingung, andersherum: wer an dem GW interessiert ist für den ist der TW der unmittelbare Ausschluss von den Mitteln zur Bedürfnisbefriedigung.)

Die Eigentümlichkeiten der Äquivalentform behandelt Marx deswegen so ausführlich, weil er klarmachen will, was das Äquivalent für ein absurdes Ding ist. In seiner Naturalform verkörpert es Wert: das gesellschaftliche Verhältnis – Gebrauchsgüter werden im Tausch als Werte gleichgesetzt - sieht man der Äquivalentware nicht an, sie erscheint in ihrer Naturalgestalt als Verkörperung des Werts per se. (1. Eigentümlichkeit).

„Indem die relative Wertform einer Ware, z.B. der Leinwand, ihr Wertsein als etwas von ihrem Körper und seinen Eigenschaften durchaus unterschiedliches ausdrückt, z.B. als Rockgleiches, deutet dieser Ausdruck selbst an, dass er ein gesellschaftliches Verhältnis verbirgt. Umgekehrt mit der Äquivalentform. Sie besteht ja gerade darin, dass ein Warenkörper, wie der Rock, dies Ding wie es geht und steht, Wert ausdrückt, also von Natur aus Wertform besitzt. Zwar gilt dies nur innerhalb des Wertverhältnisses, worin die Leinwand auf die Rockware als Äquivalent bezogen ist.“ (S. 71-72)

Fußnote 21 (S. 72) drückt das gemeinte Verhältnis in einer Analogie aus: Dass ein Mensch König ist, resultiert aus dem bestimmten gesellschaftlichen Verhältnis, worin sich die Untertanen zu einer Person als ihrem König verhalten. Ohne dieses gesellschaftliche Verhältnis ist der König ein normaler Mensch, kein König. Umgekehrt: In diesem gesellschaftlichen Verhältnis denkt jeder Untertan, dass der König - wie natur- bzw. gottgegeben – was Höheres ist, dem man untertan zu sein hat. Analog dazu verhält es sich mit der Äquivalentform der Ware: In dem Wertverhältnis von Ware A zu Ware B, drückt sich der Wert der Ware A in dem GW (den natürlichen Eigenschaften) der Ware B aus. Die Äquivalentware ist Ausdruck des Werts – ihre Naturalform ist Wertform. „Wertding“ zu sein und die Eigenschaft der unmittelbare Austauschbarkeit zu besitzen erscheint als natürliche Bestimmung und Eigenschaft der Äquivalentware (noch mal: obwohl Resultat des gesellschaftlichen Verhältnisses).

„Es ist also eine zweite Eigentümlichkeit der Äquivalentform, dass konkrete Arbeit zur Erscheinungsform ihres Gegenteils, abstrakt menschlicher Arbeit wird.“ (S. 73)

Die Äquivalentware, die ja auch nur Produkt einer konkreten nützlichen Arbeit ist, gilt als Ausdrucksform abstrakt menschlicher Arbeit, präsentiert sich als Ding, das sich Kraft dieser Eigenschaft, mit jedem anderen Arbeitsprodukt – das aus Verausgabung von Hirn Muskel Nerv resultiert, ein Tauschverhältnis eingehen kann.

„Es ist also eine dritte Eigentümlichkeit der Äquivalentform, dass Privatarbeit zur Form ihres Gegenteils wird, zu Arbeit in unmittelbar gesellschaftlicher Form.“ (S. 73)

Die Ware in Äquivalentform – selbst Resultat von Privatarbeit, wie jede andere Ware auch – wird zum Ausdruck gesellschaftlicher Arbeit. Das Äquivalent als Ding spielt die Rolle, den gesellschaftlichen Zusammenhang/Bezug der Produkte, die Resultate von Privatarbeit sind, herzustellen. Der gesellschaftliche Zusammenhang der Warenproduzenten resultiert aus ihrem Bezug auf dieses Ding in Äquivalentform.

[Exkurs zu Aristoteles: Warenproduktion gab es auch schon zu Zeiten von Aristoteles. Dieser hat zwar richtig erschlossen, dass der Gleichung 5 Polster = 1 Haus, eine Gemeinsamkeit an den Waren zugrunde liegen muss, konnte aber noch nicht aus dem Wertausdruck im Tausch auf die Substanz des Werts schließen, weil es zu seiner Zeit gleiche menschliche Arbeit nicht gab.]

4. Das Ganze der einfachen Wertform

„Der Wert einer Ware ist selbstständig ausgedrückt durch seine Darstellung als „Tauschwert“. Wenn es im Eingang des Kapitels in der gang und gäben Manier hieß: Die Ware ist GW und TW, so war dies, genau gesprochen, falsch. Die Ware ist GW oder Gebrauchsgegenstand und „Wert“. Sie stellt sich dar als dies Doppelte, was sie ist, sobald ihr Wert eine eigene, von ihrer Naturalform verschiedene Erscheinungsform besitzt, die des TWs, und sie besitzt diese Form niemals isoliert betrachtet, sondern stets nur im Wert- oder Austauschverhältnis zu einer zweiten, verschiedenartigen Ware.“ (S. 75)

Genau genommen ist die Formulierung im 1. Abschnitt des Kapitels, die zwei Faktoren der Ware sind Gebrauchswert und Tauschwert falsch, es müsste heißen GW und Wert. Nur fängt Marx mit dem Tauschwert an, weil das die Form ist, die (im Austausch) *sichtbar* ist. Aus der *erschließt* er die zweite Seite der Ware, die nicht offenkundig an der Ware dran ist, den Wert. Streng genommen gilt es zwischen dem *Wert* (= der gesellschaftlichen Eigenschaft der Ware) und dem Tauschwert (= der Erscheinungsform des Werts) zu unterscheiden. (Diesen Unterschied gewusst, kann die Verwendung von „Tauschwert“ für Wert – vgl. 1. Abschnitt - auch der sprachlichen Abkürzung dienen).

„Unsere Analyse bewies, dass die Wertform oder der Wertausdruck der Ware aus der Natur des Warenwerts entspringt, nicht umgekehrt Wert und Wertgröße aus ihrer Ausdrucksweise als TW.“ (S. 75)

Erinnerung: Nur weil der Wert einer Ware im Tausch mit einer anderen Ware erscheint, heißt das nicht, dass er im Austausch der Waren gebildet wird: Geschaffen wird der Wert in der Produktion durch die abstrakt menschliche Arbeit, die als gesellschaftlich notwendige Arbeit in der Ware vergegenständlicht ist.

Historisch fällt die Entwicklung der einfachen Wertform zusammen mit der Entwicklung der Warenform: Arbeitsprodukten werden zufällig und gelegentlich getauscht. In diesem Austauschverhältnis, in dem der Wert seine Erscheinungsform erhält, werden die Arbeitsprodukte auch erst zu Waren.

Dem Standpunkt der allgemeinen Gleichheit aller Waren im Wert widerspricht der Ausdruck des (Waren-) Werts in einem einzelnen (zufälligen) Tauschverhältnis. Der Wert der Ware A drückt sich in dem GW einer einzelnen anderen Ware aus, der Wertausdruck entspricht also nicht der Gleichgültigkeit des Werts gegenüber dem GW, genauso wenig wie der abstrakten Allgemeinheit der Arbeit.²

„Indes geht die einzelne Wertform von selbst in eine vollständigere Form über. (...) Je nachdem sie also zu dieser oder jener anderen Warenart in ein Wertverhältnis tritt, entstehen verschiedene einfache Wertausdrücke einer und derselben Ware. (...) Ihr vereinzelter Wertausdruck verwandelt sich daher in die stets verlängerbare Reihe ihrer verschiedenen einfachen Wertausdrücke.“

Nachtrag

Zur Begriffsklärung: TW und Äquivalentform sind nicht das Gleiche

Der **TW** ist die Wertform der Ware (vgl. Überschrift des 3. Abschnitts dieses Kapitels), die Erscheinungsform des Werts. Der Wert der Ware A ist als TW ausgedrückt in der einfachen Form als Gleichung ($x \text{ Ware A} = y \text{ Ware B}$), in der entfalteten Form ($x \text{ Ware A} = \text{eine endlose Reihe von jeweiligen Quanta anderer Waren}$) und schließlich der allgemeinen Form (bestimmte Quanta von allen Waren sind $= x \text{ Ware Z}$, die das allgemeine Äquivalent ist).

In der Analyse des Tauschwerts (die Thema des 3. Abschnitts ist), der Formen der Wertausdrücke – also der oben genannten Gleichungen, gibt es zwei Pole: die Relative Wertform (die Ware(n), die ihren Wert ausdrückt/en, linke Seite der Gleichung) und die **Äquivalentform** (die Ware(n), in der der Wert ausgedrückt ist, rechte Seite der Gleichung).

B) Totale oder entfaltete Wertform

1. Die entfaltete relative Wertform

Die entfaltete Wertform ist schon eine adäquatere Form, den Charakter des Werts auszudrücken (vgl. letzten Abschnitt des vorigen Protokolls).

„Der Wert einer Ware, der Leinwand z.B., ist jetzt ausgedrückt in zahllosen anderen Elementen der Warenwelt. Jeder andere Warenkörper wird zum Spiegel des Leinwandwerts. So erscheint dieser Wert selbst erst wahrhaft

² Marx stellt hier die logische Entwicklung der Wertform dar, die der historischen entspricht. Er will damit aber keineswegs sagen, dass sich damit etwas notwendig entwickelt habe, was der Menschheit das Leben leichter macht. Im Gegenteil, er wird nicht müde, die Irrationalität der perfekt entwickelten Tauschgesellschaft herauszustellen.

als Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit. Denn die ihn bildende Arbeit ist nun ausdrücklich als Arbeit dargestellt, der jede andere menschliche Arbeit gleich gilt (...)“ (S.77)

In der entfalteten Wertform bezieht sich jede Ware auf den ganzen Rest der Warenwelt. Der Wert der Ware A drückt sich nun in der Naturalform aller anderen Waren aus. In der endlosen Reihe von Wertausdrücken löst sich der Wertausdruck von der Zufälligkeit einer einzelnen Äquivalentware; in der Summierung von allen besonderen Äquivalentwaren zeigt sich die Gleichgültigkeit des Werts gegenüber dem GW.

Die abstrakt menschliche Arbeit der Ware drückt sich in der entfalteten relativen Wertform aus in einer endlosen Reihe von verschiedenartigen konkreten Arbeiten. Darin sind dann alle menschlichen Arbeiten *gleichgesetzt*. Der Wert drückt sich als etwas aus, was *gleichgültig* ist gegen die *konkrete* Arbeit, die verausgabt wurde.

Durch ihre entfaltete Wertform steht die einzelne Ware nicht mehr – wie bei der einfachen Wertform – im Verhältnis zu einer einzelnen Ware, sondern zur ganzen Warenwelt. Auf dieser Stufe ist die gesellschaftlich übliche Form des Wirtschaftens: die Produktion *einer* Ware für den über das Gemeinwesen hinausreichenden Handel, bei dem man alle möglichen anderen Waren, die man braucht und im Gemeinwesen nicht produziert, eintauscht.

Während es in der einfachen Wertform noch zufällig sein kann, in welchem Verhältnis sich zwei Waren tauschen, zeigt sich in der entfalteten Wertform, dass die Tauschrelation durch den Wert der Waren bestimmt ist. Der Wert der Ware bleibt gleich groß, egal in welcher anderen Ware er sich darstellt.

Somit zeigt sich, was Marx schon früher erklärt hatte: Der Wert wird durch die Produktion der Ware gebildet und nicht im Austausch.

2. Die besondere Äquivalentform

Die Naturalform der ganzen Reihe von Waren dient im Wertausdruck der Ware A (Leinwand) als Äquivalent. Neu gegenüber der Äquivalentform in Form I ist nur, dass die jeweils besondere Äquivalentform neben viele andere tritt. (erste Eigentümlichkeit).

Die *mannigfaltigen* konkreten Arbeiten werden hier Ausdruck der abstrakten Arbeit (zweite Eigentümlichkeit).

3. Mängel der totalen oder entfalteten Wertform

Auch in der in der entfalteten Wertform drückt sich der Wert in einer Weise aus, die ihm nicht vollständig angemessen ist. Die beiden Mängel sind:

- 1) der relative Wertausdruck einer Ware ist *unfertig* und muss stets erweitert werden, sobald eine neue Ware - die wiederum als Äquivalent dient - auf den Markt tritt
- 2) die entfaltete Wertform ist lediglich eine endlose Reihe einfacher relativer Wertausdrücke. Es gibt keinen gemeinsamen Wertausdruck der Waren, sondern nur eine Reihe von *verschiedenartigen* Ausdrücken.

Diese Mängel der entfalteten Wertform spiegeln sich auch in der Äquivalentform wider: es gibt eine endlose Reihe besonderer, *einander ausschließender* Äquivalentformen. Weder die besondere Gegenständlichkeit einer bestimmten Äquivalentware, noch die konkrete Arbeit, die in ihr vergegenständlicht ist, sind *erschöpfende* Erscheinungsformen der Wertgegenständlichkeit bzw. der allgemeinen abstrakt menschlichen Arbeit. Da es eine endlose Reihe von verschiedenartigen Äquivalentformen gibt, fehlt eine *einheitliche* Erscheinungsform.

Diese erhält man durch die bloße Umkehrung der Gleichung der totalen Wertform. Jetzt drückt sich der Wert der gesamten Warenwelt im Wert der Ware A (Leinwand) aus: allgemeine Wertform.

C) Allgemeine Wertform

1. Veränderter Charakter der Wertform

„Die Waren stellen ihre Werte jetzt 1. einfach dar, weil in einer einzigen Ware und 2. einheitlich, weil in derselben Ware. Ihre Wertform ist einfach und gemeinschaftlich, daher allgemein.“ (S. 79)

In der historischen Entwicklung spiegelt die einfache Wertform, bei der sich der Wert einer Ware in einer zufälligen besonderen anderen Ware ausdrückt, die Anfänge von Warenproduktion wider, wo Arbeitserzeugnisse im vereinzelt, gelegentlichen Tausch ausgetauscht wurden.

Die entfaltete Wertform stellt sich ein, sobald ein Arbeitsprodukt vom Produzenten nicht mehr gelegentlich und zufällig sondern gewohnheitsmäßig gegen alle anderen getauscht wird, die Ware also gezielt für den Tausch mit allen anderen Waren produziert wird.

Die allgemeine Wertform stellt sich ein, wenn sich die Warenproduktion verallgemeinert hat, es nur noch Privatproduzenten gibt, die Waren für den Markt produzieren.

„Die neugewonnene Form drückt die Werte der Warenwelt in einer und derselben von ihr abgesonderten Warenart aus, z.B. in Leinwand, und stellt so die Werte aller Waren dar durch ihre Gleichheit mit Leinwand. Als Leinwandgleiches ist der Wert jeder Ware jetzt nicht nur von ihrem eigenen GW unterschieden, sondern von allem GW, und eben dadurch als das ihr mit allen Waren gemeinsame ausgedrückt. Erst diese Form bezieht daher wirklich die Waren aufeinander als Wert oder lässt sie einander als TWs erscheinen.“ (S. 80)

In Leinwand ist jetzt der Wert aller Waren ausgedrückt. Im Bezug auf diese Verkörperung des Werts ist jetzt der Wert jeder Ware von ihrem GW unterschieden. Jetzt erscheint der TW aller Waren in ein und derselben Ware. Durch den Bezug auf dieses allgemeine Äquivalent können sich nun auch alle Waren untereinander als TWs beziehen.

Die Werte aller Ware drücken sich in der Form III in einer allgemeinen Äquivalentware z.B. der Leinwand aus. Diese Äquivalentware ist vom Rest der Warenwelt abgesondert, insofern als ihr eben diese Rolle – den Wertausdruck für die ganze Warenwelt zu liefern und sich damit in unmittelbarer Austauschbarkeit mit der Warenwelt zu befinden – zukommt. Neben ihrem GW als Leinwand, kommt ihrer Naturalform nun in erster Linie die Rolle des allgemeinen Äquivalents zu: Zugriffsmittel auf die ganze Warenwelt zu sein.

Bei Form I (einfache Wertform) und Form II (entfaltete Wertform) ist der Wertausdruck einer Ware, sei es in einer einzelnen Anderen oder in der Summe aller verschiedenartigen Waren, ein isolierter Akt des einfachen Warentauschs ohne Verbindung zu den / Einfluss auf die anderen Warentausche.

„Die allgemeine Wertform entsteht dagegen nur als gemeinsames Werk der Warenwelt. Eine Ware gewinnt nur allgemeinen Wertausdruck, weil gleichzeitig alle anderen Waren ihren Wert in demselben Äquivalent ausdrücken, und jede neu auftretende Warenart muss das nachmachen. Es kommt damit zum Vorschein, dass die Wertgegenständlichkeit der Waren, weil sie das bloß „gesellschaftliche Dasein“ dieser Dinge ist, auch nur durch ihre allseitige gesellschaftliche Beziehung ausgedrückt werden kann, ihre Wertform daher gesellschaftlich gültige Form sein muss.“ (S. 80-81)

Allgemeines Äquivalent wird eine Ware dadurch, dass die Gesellschaft sie dazu macht, sich auf dieses allgemeine Äquivalent festlegt.

In der allgemeinen Wertform sind die verschiedenen Waren nicht nur qualitativ Gleiche (weil die sich alle in der gleichen Äquivalentware ausdrücken), sondern auch quantitativ vergleichbare Wertgrößen. Alle Waren sind nun nur unterschiedliche Größen vom Gleichen.

„Die allgemeine relative Wertform der Warenwelt drückt der von ihr ausgeschlossenen Äquivalentware, der Leinwand, den Charakter des allgemeinen Äquivalents auf. Ihre Naturalform ist die gemeinsame Wertgestalt dieser Welt, die Leinwand daher mit allen anderen Waren unmittelbar austauschbar. Ihre Körperform gilt als die sichtbare Inkarnation, die allgemeine gesellschaftliche Verpuppung aller menschlichen Arbeit.“ (S. 81)

In der Form des allgemeinen Äquivalents ist die Naturalform dieser Ware **der** Wertausdruck schlechthin (1. Eigentümlichkeit). Die konkrete Arbeit, die die Äquivalentware geschaffen hat, fungiert pur in der Bestimmung Ausdruck von abstrakt menschlicher Arbeit zu sein (2. Eigentümlichkeit). Das allgemeine Äquivalent ist zwar selbst Resultat von Privatarbeit, befindet sich aber in der unmittelbaren Austauschbarkeit mit allen anderen Waren, ist also gleichzeitig in allgemeiner gesellschaftlicher Form (3. Eigentümlichkeit).

„So offenbart sie (die allgemeine Wertform), dass innerhalb dieser Welt der allgemein menschliche Charakter der Arbeit ihren spezifisch gesellschaftlichen Charakter bildet.“ (S. 81)

An ihr wird damit auch deutlich, was Marx bereits im 2. Abschnitt dieses Kapitels ausgeführt hat, dass abstrakt menschliche Arbeit, Verausgabung von Hirn, Muskel, Nerv, der spezifische Charakter der Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaft ist.

2. Entwicklungsverhältnis von relativer Wertform und Äquivalentform

Dieses Verhältnis thematisiert Marx deswegen, weil der bürgerliche Verstand das Verhältnis genau andersherum versteht. Seine Klarstellung lautet: Nicht das Geld³ (mit seinen wundersamen Eigenschaften) ermöglicht den Tausch, sondern Geld ist das Produkt der warentauschenden Gesellschaft.⁴

„Dem Entwicklungsgrad der relativen Wertform entspricht der Entwicklungsgrad der Äquivalentform. Aber, und dies ist wohl zu merken, die Entwicklung der Äquivalentform ist nur Ausdruck und Resultat der Entwicklung der relativen Wertform.“ (S. 81)

Aus der Entwicklung der Wertform der Waren ergeben sich die Bestimmungen des allgemeinen Äquivalents, des Geldes. Die Entwicklung des allgemeinen Äquivalents und damit der Geldform ist gemeinschaftliches Werk der Warenwelt und nicht umgekehrt das Geld leiste, dass alle Waren sich auf es beziehen.

Darum noch einmal die Rekapitulation der logischen Entwicklung, die Marx in den vorhergehenden Seiten entwickelt hat: Der Gegensatz der Ware von GW und Wert drückt sich schon in der einfachen Wertform aus (Naturalform der Äquivalentform wird zum Ausdruck von Wert), dort ist der Gegensatz jedoch nicht „fixiert“. Relative Wertform und Äquivalentform sind schon in der einfache Wertform einander ausschließende Pole, aber die Gleichung kann noch einfach umgekehrt werden: Ware B kann aus der Äquivalentform hinaustreten und ihrerseits ihren Wert in einer anderen Ware ausdrücken. In der entfalteten Wertform kann die Gleichung zwischen relativer Wertform und Äquivalentform schon nicht mehr einfach umgekehrt werden, ohne den Gesamtcharakter zu verändern. In der allgemeinen Wertform ist der Gegensatz fixiert: einer bestimmten Ware kommt die Rolle als allgemeines Äquivalent zu und ihr spezifischer GW besteht darin, als Wertausdruck für die Warenwelt zu dienen.

Sie befindet sich „in unmittelbar gesellschaftlicher Form, weil und sofern alle anderen Waren sich nicht darin befinden.“ (S. 82)

Umgekehrt ist die Äquivalentware selbst von dem allgemeinen, einheitlichen Wertausdruck ausgeschlossen (sie kann ihren Wert nicht in sich selbst ausdrücken). Um den Wert des allgemeinen Äquivalents auszudrücken, muss man die allgemeine Wertform umkehren und zur entfalteten Wertform zurückkehren, d.h. der Wert des allgemeinen Äquivalents drückt sich „in der endlosen Reihe aller anderen Warenkörper“ aus.

„So erscheint jetzt die entfaltete relative Wertform oder Form II als die spezifische relative Wertform der Äquivalentware.“ (S. 83)

3. Übergang aus der allgemeinen Wertform zur Geldform

„Die allgemeine Äquivalentform ist eine Form des Werts überhaupt. Sie kann also jeder Ware zukommen. Andererseits befindet sich eine Ware nur in allgemeiner Äquivalentform (Form III), weil und sofern sie durch

³ Streng genommen ist hier noch nicht vom Geld die Rede, sondern nur vom allgemeinen Äquivalent, aber der kleine Übergang vom einen zum anderen, wie er im 3. Punkt ausgeführt wird, kann mal beiseite gelassen werden.

⁴ Auf S. 85 oben fasst Marx das noch mal zusammen: *„Die Schwierigkeit im Begriff der Geldform beschränkt sich auf das Begreifen der allgemeinen Äquivalentform, also der allgemeinen Wertform überhaupt, der Form III. Form III löst sich rückbezüglich auf in Form II, die entfaltete Wertform, und ihr konstituierendes Element ist die Form I.... Die einfache Wertform ist daher der Keim der Geldform.“* Darum beginnt übrigens auch das Kapital mit der Analyse der Ware.

alle anderen Waren als Äquivalent ausgeschlossen wird. Und erst vom Augenblick, wo diese Ausschließung sich endgültig auf eine spezifische Warenart beschränkt, hat die einheitliche relative Wertform der Warenwelt Festigkeit und allgemein gesellschaftliche Gültigkeit gewonnen. Die spezifische Warenart nun, mit deren Naturalform die Äquivalentform gesellschaftlich verwächst, wird zur Geldware oder funktioniert als Geld.“ (S. 83)

Historisch hat eine bestimmte Ware, das Gold, das gesellschaftliche Monopol auf das allgemeine Äquivalent für den Rest der Warenwelt, eingenommen. Allein durch die Ersetzung der Leinwand (allgemeines Äquivalent in Form III) durch die Ware Gold erhält man die Geldform.

D) Geldform

„Der Fortschritt besteht nur darin, dass die Form unmittelbarer allgemeiner Austauschbarkeit oder die allgemeine Äquivalentform jetzt durch gesellschaftliche Gewohnheit endgültig mit der spezifischen Naturalform der Ware Gold verwachsen ist.“ (S.84)

In der Bestimmung einer Ware als allgemeines Äquivalent liegt ihr GW darin, der Warenwelt als Wertausdruck zu dienen, dies darf nicht in Widerspruch geraten mit ihrem GW als Gegenstand der Bedürfnisbefriedigung und Konsumtion. D.h. als Geldware eignen sich nur Waren die nicht unmittelbar Gegenstand der Konsumtion oder Produktion sind, wie z.B. Gold.

Gold hat zudem verschiedene natürliche Eigenschaften, mit denen es sich zur Geldware eignet: Haltbarkeit, beliebige Teilbarkeit, Gleichheit in allen Teilen und großer Wert auf kleinem Volumen.

Die Preisform:

„Der einfache relative Wertausdruck einer Ware, z.B. der Leinwand, in der bereits als Geldware funktionierenden Ware, z.B. dem Gold, ist Preisform. (...) 20 Ellen Leinwand = 2 Pfd. St.“ (S.84)

Der Ausdruck des Werts einer Ware im allgemeinen Äquivalent Geld ist seine Preisform. Der TW einer Ware drückt sich aus in ihrem Preis.

4. Der Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis

„Eine Ware scheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, dass sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken.“ (S.85)

Die bisherige Analyse der Ware zeigte, dass sie nicht einfach ein nützlicher Gebrauchsgegenstand ist, sondern ein „übersinnliches Ding“. Sie kann mit von ihr völlig verschiedenen Dingen gleichgesetzt, getauscht werden, besitzt neben ihrer physischen Gestalt eine gesellschaftliche Eigenschaft, den Wert, der ausgerechnet im Gebrauchswert anderer Waren erscheint, usw. (siehe vorherige Protokolle).

Ein Arbeitsprodukt wird im Kapitalismus also zu einem „vertrackten Ding“. Es enthält plötzlich Bestimmungen und besitzt Eigenschaften, die ihm weder anzusehen noch an seiner körperlichen Gestalt festzumachen sind. Es vollbringt „Leistungen“, zu denen es als schlichter Gebrauchsgegenstand gar nicht in der Lage wäre. Es verwandelt sich in ein „sinnlich übersinnliches Ding“ – in eine Ware.

Diese Eigenarten der Ware entspringen weder ihrem Gebrauchswert, noch der Tatsache, dass zu ihrer Herstellung menschliche Arbeit verausgabt wurde. Jede Gesellschaft muss Gebrauchswerte produzieren und dafür Arbeit, Verausgabung von „Hirn, Muskel, Nerv“ aufbringen. Die verrückte Besonderheit des Kapitalismus besteht in der Form, in der die produzierten Güter vorliegen.

„Woher entspringt also der rätselhafte Charakter des Arbeitsprodukts, sobald es Warenform annimmt? Offenbar aus dieser Form selbst. (...) Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt (...). Durch dies Quidproquo werden die Arbeitsprodukte Waren, sinnlich übersinnliche oder gesellschaftliche Dinge.“ (S.86)

In der Warenform, der Austauschbarkeit aller Produkte, liegt der Schlüssel zum Warenfetisch. Durch den Tausch wird jede menschliche Arbeit auf ein Gleiches reduziert. Diese abstrakte Durchschnittsarbeit erhält an den Waren die sachliche Form der Wertgegenständlichkeit, ihre Dauer die Form der Wertgröße. Die Werthaltigkeit erscheint als Eigenschaft der Arbeitsprodukte selbst, als etwas das ihnen anhaftet wie ihre Schwere oder Form. So wie jeder Gegenstand ein Gewicht hat, hat jede Ware einen Preis.

Die Analyse der Ware ergab, dass der Wert der Waren weder naturgegeben, noch mysteriös ist, sondern sich aus der auf Tausch und Privatarbeit beruhenden Produktionsweise, also aus den „gesellschaftlichen Verhältnissen“ ergibt. Mit der Selbstverständlichkeit, mit der die Preisschilder auf den Waren zur Kenntnis genommen werden, werden also auch die gesellschaftlichen Zustände behandelt, die diese hervorbringen. Dass er vor einem riesigen Warensortiment steht, von dem er erst mal ausgeschlossen ist, ist der Mensch im Kapitalismus so gewohnt, dass es ihm nicht einmal mehr auffällt. Klar ist ihm nur, dass er diesen Ausschluss jederzeit aufheben kann – indem er sich eine Menge allgemeinen Äquivalents, sprich Geld, „besorgt“ und es gegen Waren tauscht, sie kauft. Damit ist auch das Verhältnis der Produzenten untereinander durch ihre Rollen als Warenbesitzer bestimmt. Sie brauchen Geld um Zugriff auf die Warenwelt zu haben und müssen daher ihrerseits Waren verkaufen, um an Geld zu gelangen. Die Privatarbeit des Produzenten erhält also gleich nach zwei Seiten einen gesellschaftlichen Charakter. Nach der Seite der konkreten Arbeit muss er für andere nützliche Güter herstellen, nach der Seite der abstrakten Arbeit muss er Wert schaffen, um seine Produkte gegen ihm nützliche tauschen zu können.⁵

Das Verhältnis der Produzenten zueinander erscheint nicht als das Resultat einer gesellschaftlichen Organisation der Arbeit, sondern als das Verhältnis von Arbeitsprodukten, nach dem die Menschen sich zu richten haben. Die Produzenten setzen sich nicht bewusst in dieses gesellschaftliche Verhältnis, sondern fügen sich in es ein, nehmen es als eine Selbstverständlichkeit, und richten sich nach dessen Regeln. An die Gegenstände, die sie zur Bedürfnisbefriedigung brauchen, kommt man nur, wenn man für ihren Wert einen Gegenwert hinlegt; die Sachen haben nämlich nun mal ihren Preis. Es erscheint daher „auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen“.

*„Die Privatarbeiten betätigen sich in der Tat erst als Glieder der gesellschaftlichen Gesamtarbeit durch die Beziehungen, worin der Austausch die Arbeitsprodukte und vermittelt derselben die Produzenten versetzt. Den letzteren **erscheinen** daher die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Privatarbeiten als das, was sie **sind**, d.h. nicht als unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse der Personen in ihren Arbeiten selbst, sondern vielmehr als sachliche Verhältnisse der Personen und gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen.“ (S.87)*

Erst im Austausch, wenn der hergestellte Gebrauchsgegenstand seinen Wert realisieren kann, bewährt er sich als Teil der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Die Produzenten erfahren auf dem Markt, ob ihr Produkt ein Beitrag zum gesellschaftlichen Reichtum ist und ihre Arbeit „notwendig“ war und sich für sie gelohnt hat. Der Zusammenhang zwischen den Personen und ihren Arbeiten stellt sich also über die Waren (Sachen), deren Wert erlöst wird, her. Die Personen sind Warenbesitzer, die die Resultate ihrer Privatarbeiten tauschen, (das sachliche Verhältnis der Personen); die Gebrauchsgegenstände sind Waren, für den Tausch bestimmt (das gesellschaftliche Verhältnis der Sachen).

(Ein beliebter Fehler bei der Kapitallektüre ist es, die politökonomische Bestimmung, die Marx hier gibt, mit der er das **Produktionsverhältnis** kritisiert, in eine philosophische Gesellschaftskritik zu verfabeln. Marx würde hier die „Verdinglichung der **menschlichen** Beziehungen“ im Kapitalismus anprangern. Und schon hat man das Rüstzeug, alle möglichen gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen sei es in Familie, Partnerschaft, und alle „Fehlentwicklungen“ etwa in Wissenschaft und Kunst damit zu erklären, es wären „Warenbeziehungen“; sachliche statt menschliche Beziehungen... Marx jammert aber nicht darüber, dass „das Menschliche“ im Kapitalismus auf der Strecke bleibt, beklagt sich nicht über die soziale Kälte und vermisst nicht den herzlichen Umgang miteinander. Die

⁵ Die konkrete Seite der Arbeit, die gebrauchswertschaffende, ist also schon hier durch fremde Zwecke bestimmt. Der Produzent schafft lauter Güter, die er selbst gar nicht gebrauchen kann. Gerade die nützliche Seite der Arbeit erscheint ihm als bloßes Mittel. Sein eigentlicher Zweck ist der Verkauf der Arbeitsprodukte, also ihr Wert. Je mehr Wert er schafft, desto mehr seiner Bedürfnisse kann er befriedigen. Die abstrakte Seite der Arbeit erscheint ihm als die nützliche.

Menschen sollen vielmehr – das ist sein Anliegen - merken, dass sie sich mit der Anerkennung der „Sachzwänge“ dieser Gesellschaft einer Eigentumsordnung unterwerfen, in der ihre Versorgung ein Abfallprodukt der Wertschaffung ist, Reichtum sein Maß in der Verausgabung von Arbeit hat, usw.)

Die gesellschaftlichen Verhältnisse erscheinen den Menschen in dieser Gesellschaft als ein Sachzwang, die Dinge, die sie schaffen, mit Eigenschaften behaftet, die ihnen von Natur aus gar nicht zukommen. Das nennt Marx den Waren-Fetisch:

„Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt. Um daher eine Analogie zu finden, müssen wir in die Nebelregion der religiösen Welt flüchten. Hier scheinen die Produkte des menschlichen Kopfes mit eigenem Leben begabte, untereinander und mit den Menschen in Verhältnis stehende selbstständige Gestalten. So in der Warenwelt die Produkte der menschlichen Hand. Dies nenne ich den Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden, und der daher von der Warenproduktion unzertrennlich ist.“ (S.86)

So wie der Schamane im Götzenbild eine übernatürliche Kraft erkennt, es anbetet und befragt, ihm die Fähigkeit attestiert seinen Pfad wirklich zu lenken, während er nur gegen den reißenden Strom des Lebens anschwimmen kann, so erkennt der Produzent im Geld und den Waren Dinge mit allerlei seltsamen Eigenheiten, denen er untergeordnet ist und gerecht werden muss. Ein Unterschied zum Fetisch in der Religion besteht aber beim Warenfetisch. Während das Götzenbild oder der dreifaltige Gott nur so lange Macht über den Gläubigen ausübt, wie der eben an seine Macht glaubt, übt der Fetisch Ware „seine Macht“ auch über die aus, die nicht an ihn glauben. Auch wer weiß, dass in der Ware ein sehr verrücktes und schädliches gesellschaftliches Produktionsverhältnis vergegenständlicht ist, das (bloß) das Werk von Menschen ist, ist diesem Verhältnis untergeordnet, auch er muss dem Wertgesetz gehorchen. Hinter dem Warenfetisch steckt nämlich keine eingebildete übersinnliche, sondern die ganz handfeste Gewalt des Staates.

„Die Menschen beziehen also ihre Arbeitsprodukte nicht aufeinander als Werte, weil diese Sachen ihnen als bloß sachliche Hüllen gleichartig menschlicher Arbeit gelten. Umgekehrt. Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiedenen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es.“ (S.88)

Ohne ihr Wissen setzen die Menschen durch die Praxis des Austauschs ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis in Kraft bzw. betätigen sich in ihm, das ihnen in scheinbar natürlichen Eigenschaften der Resultate dieser Arbeitsverhältnisse wieder entgegentritt und so als Notwendigkeit erscheint, der sie sich fügen müssen. Sie entwickeln ein „notwendig falsches Bewusstsein“: **Falsch**, weil sie meinen, die Sachen hätten von sich aus einen Wert, Warenproduktion sei die effektivste Form der Herstellung von Gebrauchsgütern, das Geld ein probates Mittel die Verteilung der knappen Mittel zu organisieren. **Notwendig**, weil im praktischen Leben einem die Dinge so erscheinen und man mit ihnen umgehen muss: jedes Gut hat seinen Preis, Geld braucht man, um seine Bedürfnisse befriedigen zu können und Arbeiten muss man, damit man an Geld kommt.

(Der Fehler vieler Marxleser ist an dieser Stelle, die „**Notwendigkeit**“, von der hier die Rede ist, also der dargelegte **Grund** für dieses Bewusstsein, der sein Vorhandensein **erklärt**, mit einem Determinismus zu verwechseln. Die Leute müssen nicht so denken, weil die Verhältnisse sie zwingen; weshalb man die Verhältnisse auch durchschauen und erklären kann – wie Marx es ja vormacht.)

Mit der Erklärung des Werts und der Waren ist dieser Fetisch allerdings keineswegs aus der Welt, denn:

„Die späte wissenschaftliche Entdeckung, dass die Arbeitsprodukte, soweit sie Werte, bloß sachliche Ausdrücke der in ihrer Produktion verausgabten menschlichen Arbeit sind (...) verscheucht keineswegs den gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Charakter der Arbeit. Was nur für diese besondere Produktionsform, die Warenproduktion, gültig ist, dass nämlich der spezifisch gesellschaftliche Charakter der voneinander unabhängigen Privatarbeiten in ihrer Gleichheit als menschliche Arbeit besteht und die Form des Wertcharakters der Arbeitsprodukte annimmt, erscheint, vor wie nach jener Entdeckung, den in den

Verhältnissen der Warenproduktion Befangenen ebenso endgültig, als dass die wissenschaftliche Zersetzung der Luft in ihre Elemente die Luftform als eine physikalische Körperform fortbestehen lässt.“ (S.88)

Dieser Schein, der Warenfetisch, kann erst mit der Warenform selbst verschwinden.

(Auch hier gibt es wieder ein ärgerliches Missverständnis in der Marx-Rezeption: Mit seinem Fetisch-Kapitel würde Marx darlegen, dass der Kapitalismus ein „Verblendungszusammenhang“ ist. Er wollte darlegen, warum sich diese für die Menschen eigentlich schädliche Produktionsweise am Leben erhält und von den Betroffenen nicht abgeschafft wird. Die Menschen seien in den Verhältnisse so sachzwangmäßig verhaftet, dass sie sich daraus gar nicht befreien können.

Dafür macht sich Marx allerdings nicht die Mühe, den Kapitalismus zu erklären. Er will ja gerade erklären, was für eine unvernünftige Produktionsweise das ist, damit die Leute den Grund erfahren, warum sie so ein beschissenes Leben führen müssen.

Dass diese Einsicht die Verhältnisse noch nicht beseitigt, weiß und schreibt er auch. Dafür muss man sich dann schon mit den Interessen anlegen, die diese Produktionsweise aufrechterhalten.)